

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 30 (1940)

Heft: 44

Artikel: Alfred Fankhauser zum 50. Geburtstag

Autor: Bracher, H.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648936>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Alfred Fankhauser zum 50. Geburtstag

am 4. November

Lieber alter Freund!

Der neue Redaktor drückt mir, dem ehemaligen Redaktor der Berner Woche, die Feder in die Hand: Ich soll Dir zu Deinem Geburtstag ein schönes Säckchen schreiben; ich kenne Dich länger, schreibt er, als er. Das dürfte schon stimmen, habe ich doch — es sind jetzt 26 Jahre her — die erste Probe Deines schriftstellerischen Talentes in die Hände bekommen. Und wenn ich mich recht erinnere, habe ich sie mit dem erwünschten „kritischen Wohlwollen“ geprüft und Dir zurückgeschickt. Später ist das Manuskript wiedergekommen, und ich habe die Erzählung „Rosenbaum“, aus Peter Buchers Tagebuch in der Berner Woche, Jahrgang 1914, abgedruckt. Ich rechne mir das nicht als Leistung an, Dich entdeckt zu haben. Es war wohl reiner Zufall, daß ich der erste Redaktor war, dem Du Dich anvertrautest. Immerhin, dem langen, hageren Schulmeister aus dem Guggisbergischen, der in Wadenbinden und groben Bergschuhen, mit rabenschwarzem Haarschopf und großer Brille vor mir stand und sein Manuskript aus der Tasche zog, konnte ich es nicht ansehen, daß er einst der Alfred Fankhauser von heute sein würde. Wenn ich aber jetzt Deine Schulmeistergeschichte von damals wieder lese, weiß ich, was mir den entscheidenden Eindruck gemacht hat. Ich ersah aus Deiner stilgewandten starken Ausdrucksfähigkeit für leidenschaftliche Gefühle den künftigen Dichter. Das happy end der kleinen Liebesgeschichte war offensichtlich eine Konzeßion an Deine ersten Leser, vielleicht durch mich veranlaßt. Es war Deine lezte Konzeßion an den Geschmack der Durchschnittsleser. Dein späterer Peter Bucher war unerbittlich aufrichtig, ja bis zum Erzähler aufrichtig. Raum ein neuerer Dichter ist mit sich so streng ins Gericht gegangen wie Du. Ich lese heute den „Peter der Tor“, die Zusammenfassung Deiner Jünglingserlebnisse, mit innerer Ergriffenheit.

Es stand Dir damals schon klar vor Augen, was das erste große Bemühen des Dichters sein muß, der sein Ziel erreichen will, das Ziel, das ihm der göttliche Auftraggeber gesteckt hat: Er muß zuerst von seinem eigenen Ich loskommen, bevor er seine Mitmenschen von ihren Fesseln lösen kann.

Und doch darf man sich nicht selbst verlieren; man darf nicht ein anderer sein wollen, als der man von Geburt und Anlage ist. Nicht ein anderer, aber ein Besserer. Schon Peter Bucher wußte, daß er nicht ein Anderer sein konnte: „Dann dachte ich an Karriermenschen, an Börsenpolitiker, an Gesinnungsfabrikanten, und wußte auf einmal wieder, wie himmelweit verschieden ich doch eigentlich von dieser Sorte Menschheit sei. Nein, für die große Welt war ich nicht geschaffen.“ Später, in Deinem Bubenberg-Schauspiel, nanntest du dieses Gebundensein an das Ich „mein Gesetz“, und Deinen Helden läßt Du sagen: „Kein Maß von Buße nenn ich groß genug, wenn ich gesündigt wider mein Gesetz“. Freilich hast Du dabei den tragischen Helden im Auge, dessen Schuld es war — nach Deiner Formulierung —, daß seine starke Eigengesetzlichkeit mit dem gültigen Weltgesetze zusammenprallte. Aber war es nicht dieselbe „tragische Schuld“, die schon Deinen Peter Bucher beinahe zerbrach?

Die erste Fassung des „Grünen Heinrich“ hatte den „zyppendunklen Schluß“, der Dir bei Deinem Bekenntnisbuche vorgeschnellt haben mag. Du wirst mich auslachen, wenn ich es sage; aber ich kann es nicht verklemmen: Dein „Peter der Tor“ liest sich stückweise wie Gottfried Kellers Ichroman: Im fließenden Stil, im Landschaftlichen, in der Selbstschau, in der Kunst, die Menschen mit Wenigem zu charakterisieren. Ich bleibe dabei, Dein Erstlingsroman ist immer noch lebenswert, so sehr die

Mängel an ihm Dich jetzt stoßen. Welchem Maler mag sein erstes Bild, welchem Architekten sein erstes Haus gefallen?

„Peter der Tor“ war nicht Dein erstes Buch, zwei Jahre vorher schon war Dein Dialektschauspiel „Der Chrüzwäg“ im Druck erschienen. Es wurde vom Berner Heimatstheater aufgeführt. Die Aufführung war eine Sensation. So hatte noch kein Autor gewagt, die Nachtseiten des Lebens, unseres bernischen Volkslebens, auf die Bühne zu bringen: so unerbittlich wahr, wahr in den Ursachen wie in den Folgen. Berufliche und charakterliche Untüchtigkeit, die in Verschuldung führt; Geldheirat und Brandstiftung als untaugliche Mittel, aus den Schulden herauszukommen; zu den Schulden die Schuld, dann Schnaps, um das Elend zu vergessen. Die Häufung starker Mittel war ein augenfälliger Mangel des Stücks. Aber augenfälliger noch war die Kunst des Autors, Handlung und Charaktere kraftvoll zu gestalten. Unvergeßlich dieser Dani Wüthrich und sein: „Mir hii Sache, Lisabeth und i, mir blühl!“ Du warst damals die große Hoffnung derer, die der Schweizer Volksbühne geistige Erweiterung und Vertiefung wünschten. Eigengezähliches stand der Verwirklichung dieser Hoffnung im Wege. Auch Persönliches, wie Dein grimmiger „Tobias Moor“ bezeugt.

Deinen zweiten bedeutungsvollen Versuch im Drama, das Bubenberg-Schauspiel, nennst du selbst verfehlt. Neu und originell jedenfalls war das Thema. Der Held von Murten hat sich, hochsinnig und großzügig wie er war, in Schulden verstrickt und unterliegt im Endkampf mit dem welt- und geldgewandten von Dießbach. Wie im „Chrüzwäg“ wirkt auch das Motiv der unguten Ehe handlungsfördernd.

Aber welch ein Stoff- und Stilunterschied in Deinen beiden Dramen! Dort urwüchsiges Berner Bauerntum und ein nicht zu übertreffender Realismus im Handlungsstoff und in der Sprache. Hier Renaissancemenschen, Diplomatenpiel, gedankenüberspitzter Dialog und geschliffene Blankverse wie in einem Shakespeare-Drama. Es lagen eben lange, für Deine Entwicklung bedeutungsvolle Jahre dazwischen: Das Studium an der Berner Hochschule, das Du mit dem Sekundarlehrer und Doktorexamen abschloßest. Journalistentätigkeit, Umgang mit Politikern, mit Theaterleuten, mit Künstlern und Literaten. Du warst damals auf gutem Wege, selbst ein Literat zu werden. Du bist es nicht geworden, wenigstens nicht im Sinne des anrüchigen Kaffeehaus-Literaten. Was Dich davor bewahrte — Du sagtest es selbst — war der Zwang zur täglichen Brotarbeit. Du mußtest Dir das Studium selbst verdienen, mit Zeitungsartikeln, mit Theaterrezensionen, mit zwischenhinein verfaßten Erzählungen und Skizzen. Mit den wöchentlichen Zeitberichten für die „Berner Woche“ ab Winter 1915. Ach ja, es war eine harte Fron! Heute bist Du stolz darauf, daß Du es geschafft, und Du dankst dem Schicksal, daß es Dich zu strenger Arbeit und Selbstzucht gezwungen hat.

Du hast den Grenzdienst zu einem Teil mitgemacht; der Krieg war Dir ein erschütterndes Erlebnis. Es rührte Probleme auf in Dir, mit denen Du Dich in Deinem Buche „Der Gottesfranke“ auseinander gesetzt hast.

Äußere Erlebnisse wie das Tessin und der südliche Himmel wurden Dir zu inneren Erlebnissen. Ihnen verdanken wir Dein feines Legendenbändchen „Madonna“.

„Wer erlebt, der wertet!“ Aber man erlebt nur, was man erfüllt. Nur was starke Gefühle auslöst, wird wert erachtet, in sein Erlebnisgut eingereiht zu werden. Dir ist die Bibelgestalt

Simon der Magier, sind die Dichter Dostojewski, Hamsun, Rilke und Hermann Hesse zu Erlebnissen geworden, und Du hast sie ist eine Wissenschaft wie irgend eine andere; so will es Dein gewertet.

Dostojewski, nicht Gotthelf. Deiner Verehrung für den russischen, großen Deuter der Menschenseele hast Du in der Erzählung „Ivan Petrowitsch“ mit erstaunlicher Gestaltungs- und Einfühlungskraft Ausdruck gegeben. Viele Deiner Freunde haben diese Deine Entscheidung bedauert. Bedeutet sie Abkehr vom Schweizerischen?

Deine Sammlung Jugenderzählungen — ich kann das Buch „Vorfrühling“ nicht Roman nennen — war eine Verheißung, aber noch keine Antwort. Wir lasen da, daß dem Peter Bucher der Dämon im Herzen schon als Kind zu schaffen gegeben hat. Besonders eindrucksvoll in der wunderbaren Hummellegende. Die ganze Dämonie menschlicher Leidenschaften erscheint aufgewühlt in diesem Kampf der guten und der bösen Hummel, und symbolhaft weist das vergebliche Suchen des kleinen Peter nach der seltsamen Gelben auf das „Immer strebend sich bemühen“ im Ewigmenschlichen hin. Dazu aber kommt bei dieser Erzählung eine Naturmystik von seltener Tiefe und Innerlichkeit, man findet derartiges nur bei den großen Eposen.

Geschichte und Psychologie waren Deine Studiengebiete; Psychologie wurde Deine Liebe; Häberlin hatte Dir viel zu sagen; er gab Dir das philosophische Rüstzeug. Natürlich hast Du Dich mit Freud und Jung auseinandergesetzt. Aber Richtungen und Autoritäten banden und bannten Dich nicht. Dein Drang ging in die Fernen und in die Tiefen. Du lasest Edgard Dacqué. Seine Hypothese von der Schöpfung des Miteinander entgegen der biblischen des Nacheinander bildete das Thema eines unserer Gespräche über den Zaun hinüber. Wir waren inzwischen Nachbarn geworden, und unsere Gärten stießen aneinander. Ich fand den Adam im Schuppenkleid und den Noah mit dem Cyclopenauge in Deinem Roman „Engel und Dämonen“ wieder. Wenige Leser mögen da nachgekommen sein.

Du testest früh den Schritt zur Mystik. Schon „Die Brüder der Flamme“ bezeugen Deine Vertrautheit mit der mystischen Gedankenwelt. Packend hast Du die Schwarmgeisterei gestaltet. Es gelang Dir die großartige Gewitterszene im Anfang des Romans. Das Dämonisch-Psychische reizte Dich vorab zur Darstellung. Im schon zitierten Roman „Engel und Dämonen“, dem zweiten Teil Deiner Romantrilogie, ist eine Somnambule, die Sündentochter des Fanatikers Vogt aus „Brüder der Flamme“, die Heldin. Du deutest sie als Geisteskrank, als leidbela- dene Trägerin magischer Seherkräfte, als tragischer Rückfall in die Urzeiten, da der Mensch noch allgemein mit solchen Kräften begabt war. Edgar Dacqué — oder Rudolf Steiner? Du über- sahest dabei nicht den sozial-wirtschaftlichen Hintergrund der Sektiererei. Krisenzeiten sind immer auch Höhepunkte mystischer Bewegungen. Abschaffung der drückenden Grundlasten verlangten die Wiedertäfer im Zürcher Oberland, und Samuel Glanzmann sah seine Getreuen zur Rebellion bereit nach den Hungertagen am Ende der Mediation. Es standen Dir damals schon volkswirtschaftliche Erkenntnisse zur Verfügung, die heute die große Diskussion des Tages sind. Wieder gedenke ich da ge- wisser Gespräche über den Zaun hinüber.

Im Roman „Der Herr der inneren Ringe“, dem dritten Teil der Trilogie, steht wieder der Mensch mit seinen normalen psycho-physiologischen Gegebenheiten im Brennpunkt der Diskussion. Das soziale Problem hat sich zum Eheproblem gewandelt. Die Somnambule, eine etwas unwahrscheinliche Frau Pfarrerin, ist wieder zu gesundem Leben erwacht. Ihr Mann fühlt sich, nach jahrelangem Kampf um ihre Seele zermürbt, als Gatte der gesundeten Frau untauglich und gibt sie zugunsten des vollwertigen Rivalen los. —

Nun folgt die große Zäsur in Deinem Schaffen; Du gingest zur „königlichen Wissenschaft“, zur Astrologie, über. Viele Deiner Freunde schüttelten den Kopf. Eine Erklärung schien Dir notwendig. Du gabst sie in großzügiger Weise. Dein Buch „Das wahre Gesicht der Astrologie“ war nicht bloß eine Rechtfertigung Deiner selbst, es war die Ehrenrettung einer Verkannten und Belästigten. Nun wissen wir es: Der Dämon in Dir, den auch die schönen Verse in Deinem Gedichtbande „Tag und Nacht“ bezeugen, hieß Dich in die kalten Erkenntnistiefen des Kosmos vorstoßen. Wie der Arktisforscher durch die Packewüste, so arbeitetest Du Dich heroisch durch die dreibändige Geheimlehre der Indiologin und Theosophin Blavatski und durch Dutzende von astronomischen und astrologischen Schriften, bis Du endlich den Ariadnesfaden der Erkenntnis in der Hand hieltest, der Dich aus dem Labyrinth der Meinungen und Vorurteile ans Tageslicht des Wissens führte. Und die Astrologie in tieffürsenden Essays („Von den Werten des Lebens“) bereitete Plädoyer.

„... ist Psychologie und nichts anderes“, lesen wir in Deinem zweiten Buch über dasselbe Thema. „Magie“ betitelt Du es und Du füllst den Buchumschlag mit kabalistischen Zeichen. Der Umschlag würde vom Lesen abschrecken, wenn nicht Dein Name darauf stünde. Denn einen ehrlicheren Wahrheitsfänger und Wahrheitskünder als Du gibt es nicht. Jede Epoche hat ihre Deutungen, sagst Du. Magie, d. h. Kraft, die materiell nicht zu deuten ist, beherrscht unsere durchwühlte Zeit. Du sprichst von Psychomagie, von Astromagie, von Technomagie und hast erstaunlich klare neue Formulierungen für alltägliches und nicht alltägliches Wissensgut.

Inzwischen ist der zweite Weltkrieg ausgebrochen und in Gang gekommen. Du hast Dich als Autor unserer „Politischen Rundschau“ allwöchentlich mit den Zeitereignissen zu befassen. Du tust das so gründlich und gewissenhaft, daß jeder Leser merkt, dahinter steckt ein Wissender. Und ein Kämpfer, sagt Dein Stil. Und darum ist Deine Rundschau auch der bestgelesene Teil unseres Blattes. Deinen wissenschaftlichen Büchern eignen die gleichen Qualitäten. Auch hier ist Dir der Erfolg gesichert. Die „Astrologie“ erscheint in zweiter Auflage.

Eben lese ich die Ankündigung Deines neuen Romanes „Der Messias“. Im Verlag der Büchergilde soll er auf Deinen Geburtstag erscheinen. Freudig begrüßt wird allenthalben Deine Rückkehr zur Dichtung. Und nach allem, was wir nun von Dir wissen, wird es ein gedankenschönes, reifes Buch sein. Ich freue mich darauf.

Wir alle freuen uns auch für Dich, daß Du endlich den weitreichenden Verlag gefunden hast, der Deinen Büchern gebührt.

Ob meinem Briefschreiben kommt mir unsere Obsternie von neulich in den Sinn, und der symbolische Gehalt der Szene wird mir bewußt. Du lasest Deine Äpfel ab, ich meine Birnen. Hartnäckig wolltest Du mir den Anteil des Äpfelzuges überlassen, den die Äste Deines Baumes über den Zaun hinüber boten; das sei altes Bauernrecht. So tief wurzelst Du noch im bürgerlichen Herkommen. Fast beleidigt wies ich die unverdiente Gabe ab und half Dir mit dem vollen Korb über den Zaun zurück. So bist Du: immer zum Schenken bereit. Wie oft stand ich mit Dir am Zaun im Gespräch. Immer warst Du der Gebende. Du schöpftest aus überquellendem Wissens- und Erinnerungsborn, und Dein Gedächtnis ist das eines Athleten im Geiste. Ich aber bin stets der Beschenkte.

Als Gegengabe reiche ich Dir jetzt einen Korb voll Geburtagswünsche über den Zaun hinüber. Ich weiß, tausende Deiner Leser und die Hunderte Deiner Freunde und Bekannten nicken mir dabei zustimmend zu. Mögest Du, dem jetzt der Herbst des Lebens beginnt, die Früchte Deines unentwegten Schaffens zur vollen Ernte heranreisen sehen. Dein
H. Brächer.